Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. № 22.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Freitag den 2. Juni 1843.

Dem verehrten Publikum zur Nachricht!

Vom 3. Juli d. J. erscheint das Grünberger Wochenblatt zweimal jede Woche, und zwar Montag und Donnerstag. Hierdurch wird es möglich werden, dem Wunsche des Publikums nachzukommen, und öfter und schneller, als es bisher geschah, Inserate zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Um dem Blatte eine größere Verbreitung zu sichern, wird trotz des zweimaligen Erscheinens und des bessern Papiers der Abonnementspreis nicht erhöht, eher noch erniedrigt werden. — Hierüber, wie über eine mit obigem Termin eintretende Ermäßigung der Inserationskosten, behalte ich mir vor, baldigst das Nähere mitzutheilen.

W. Levysohn.

Gewerbliches.

Die erste diesjährige Lieferung der Verhandlungen des Gewerbevereins für Preußen enthält dem Wesentlichen nach:

1) einen Bericht über die vom Hütten-Inspector Pohl in Schreiberhau nachgewiesene Anfertigung des venetianischen Glases, wofür demselben die ausgesetzte Prämie von 800 Rthlr. nebst silberner Vereins-Medaille bewilligt worden ist;

2) die Wiederholung von vierzehn noch offenen Preisaufgaben;

3) die Bekanntmachung drei neuer solcher, bestehend in

a) 300 Rthlr. für Nachweisung eines mehrfarbigen dauerhaften Emails auf Gußeisen;

b) 500 Rthlr. für Darstellung einer 2 bis 3 Fuß hohen Statue auf galvanoplastischem Wege, aus einem Stücke;

c) 300 Rthlr. für Ermittelung der Ursachen, weßhalb Zinkbleche spröde sind;

4) eine Beschreibung des in England zur Anwendung kommenden hölzernen Straßenpflasters,

mit Angabe der Kosten solchen Pflasters, welche sich in Berlin auf 12½ Sgr. pro Quadratfuß belaufen würden;

5) zwei Beiträge zur Verbesserung flacher Lehmbedachungen, welche beide in Benutzung einer mit Holztheer getränkten Papierlage übereinstimmen, wovon einer aber die Ersetzung der Gerberlohe mit, in Papiermühlen billig zu habendem Lumpenstaube als vortheilhafter und billiger erkannt haben will;

6) Beschreibung mehrerer Vorrichtungen zum Verhüten von Explosionen auf Dampfböten, von einem Amerikaner Evans. Diese Beschreibung zeichnet sich durch gesunde Klarheit aus, indem sie als die fast alleinigen Ursachen solcher Explosionen zu hohe Spannung der Dämpfe und zu niedrigen Wasserstand im Kessel annimmt; letzterer Gefahr sucht sie durch die Anbringung von Pfeifen und Trompeten vorzubeugen, von denen die ersteren bei eintretender, die letzteren bei steigender Gefahr mittelst des Dampfes hörbar werden, und dringend an das Zupumpen von Wasser mahnen sollen. Der ersteren Gefahrs-Ursache wirkt die Vorrichtung durch reichliche Sicherheits-Ventile, unter sich abweichender Natur und durch eine vom Dampfe geöffnete Klappe entgegen, welche im Augenblicke höchster Gefahr das Feuer unter'm Kessel durch einen Wasserstrom auslöscht;

7) Beschreibung eines Dampfapparates für Kattundruckereien, von Milde in Breslau;

8) Notizen über die Darstellung von reduzirten Indig und Indigblau, von Schubarth, enthaltend die Nachweisung, wie der Indigo durch Zuckerstoffe löslich sei, was zur Anwendung in der Technik insofern führen werde, als mit diesem Auflösungsmittel wenig Bodensatz verbunden sei;

9) Beschreibung der Darstellung von sogenanntem Mineralweiß aus Rüdersdorfer Kalk;

10) Verzeichniß der im Jahre 1842 im Preußischen Staate ertheilten 55 Patente.

Annehmlichkeiten, einen Hund zu haben.

Zuvörderst ist es für Jeden, dem sein Hund lieb, und der gern reinliche Kleidung hat, außerordentlich angenehm, Rock und Beinkleid, besonders im Frühjahr und Herbst dicht mit Haaren durchstochen, und bei nassem Wetter von den caressirenden Pfoten markirt zu sehen. Ist der Hund ein Freund vom Baden, so gehört es ferner zu den Annehmlichkeiten, wenn das gute Thier plötzlich den triefenden Inhalt seines zottigen Fells so nahe bei seinem Herrn ausschüttelte, daß dessen weiße Sommermodesten für den beabsichtigten Gartenbesuch unbrauchbar werden. Weiter, wie interessant, wenn man nachdenkend, vielleicht halbgeschlossenen Auges im Lehnstuhle sitzt, die rechte oder linke Hand niederhängend, und der Hund in einer Aufwallung von Zärtlichkeit seine Nase, die eben so kalt, wie sein Herz warm ist, unerwartet zwischen die Finger bohrt! Es giebt Menschen, die darüber erschrecken. Allein, das Sprichwort sagt, man gewöhnt sich an Alles, und zu diesem Allen gehört auch die kalte Hundenase. Endlich mag es vor der Hand für gewiß gelten, daß der Hund in wesentlichen Punkten des häuslichen Verkehrs vollkommen gut gezogen ist. Jeder Hundebesitzer wünscht das, und im Allgemeinen wünschen es auch andere Leute. Gleichwohl will eine Hundenatur sich selten ganz verläugnen, und der bestdressirte Hund erinnert bisweilen seinen Herrn und dessen Gäste, daß ein Hund ein Hund ist.

Die Liebe, welche Mann oder Weib zum Hunde fühlt, macht dem Mann und Weibe Ehre. Es geht jedoch dieser Liebe, wie der so oft auf Triebe gereimten Leidenschaft des Mannes zum Weibe, oder des Weibes zum Manne, — laut Zeugniß der Novellen und der Weltgeschichte, und wie ich aus eigener Wahrnehmung und Erfahrung versichern kann: „der Pfad der Liebe ist ein dornenreicher." Liebe in allen ihren Formen und Gestaltungen heischt Opfer. Concessionen müssen gemacht, und viel muß ausgestanden werden, will man lieben. Und im hohen Grade ist das mit der Hundeliebe der Fall. Liebe deinen Hund, so viel du willst: deine unmittelbarste Familie vielleicht ausgenommen, bist du gewiß der Einzige, der es thut. Jedermann wundert sich, was du an der Bestie zu lieben findest, und Niemand läßt etwaige Gelegenheit unbenutzt, dem Hunde fühlbar zu beweisen, daß er nicht von Jedermann geliebt wird. In der Hausflur, und auf der Treppe, auf dem Vorsaal und unterm Tische bekommt das arme Thier von Freund und Dienerschaft manchen heimlichen Fußtritt, und in der Küche wird es oft genug an seinem Morgen-, Mittags- und Abendbrote ver-

kürzt. Kleinigkeiten, „leicht wie Luft," werden deinem Hunde für schwere Sünden angerechnet, nicht zu gedenken, daß er häufig der Träger fremder Sünden sein muß. In der Regel ist allein des Hundes Herr gütig und gerecht gegen ihn, die nächsten Nachbarn stehen wider ihn im Bunde. Kaum folgt er seiner dichterischen Phantasie und bellt den Mond an, oder wimmert und heult eine Nacht lang auf der Straße oder im Hofe, gleich regnet es am Morgen höflich-ärgerliche Botschaften, daß man hinführo dergleichen polizeiwidrige Ungebühr sich allen Ernstes verbitte. Oder in seiner Gutmüthigkeit springt der ausgelassene Hund an eine Amme hinauf, die eben ihren Säugling im Sonnenscheine spazieren trägt, und sobald der Vater nach Hause gekommen, schreibt er dem Herrn des Hundes ein kathegorisches Billet, worin er den Anfall einen mörderischen nennt (denn als unangenehm hat ihn die Amme ihrer Frau, als gefährlich diese ihrem Manne geschildert) und mit Bestimmtheit darauf dringt, daß der Hund lebenslänglich an die Kette gelegt werde, widrigen Falls „Schreiber dieses schon aus der jedem Bürger obliegenden Rücksicht für gemeines Wohl" fest entschlossen sei, die Sache zur Kenntniß der Behörde zu bringen.

Wer einen Hund hat, geht mit ihm gern ins Freie. Und das hat wirklich viel Angenehmes. Die Landstraße ist schmutzig; sie führt an einem öffentlichen Garten vorüber, dessen Kieswege nicht trockener sein können. Man tritt ein, ist aber kaum zwei Schritte gegangen, so trägt ein großes Brett die ominöse Warnung: „Das Mitbringen von Hunden ist verboten." Also verläßt man den trockenen Kies, und patscht längs der nun doppelt schmutzigen Landstraße. Glücklicherweise kommt man an einen saubern Feldrain. Schon wieder eine Warnung: „Alle im Felde umherlaufenden Hunde werden erschossen!" Kurz und bündig; solche Warnungen verdienen Beachtung. Caro soll der Gefahr des Erschießens nicht ausgesetzt werden. Noch einen Blick wirft man über den Feldrain, und tratscht auf der Landstraße fort. Caro ist jung und lustig. Im Nu springt er über die Gräben und birscht durch die Felder. Er ist jedoch gut gezogen. Auf das fünfte oder sechste angestrengte Pfeifen kommt er langsam zurück. Plötzlich erblickt er eine Schafheerde. Schafheerden sind die schwache Seite seines Gehorsams. Fort jagt er, kein Pfeifen achtet er, mitten in die Heerde stürzt er — bellt wie wüthend, — nach allen Richtungen verstäuben die Schafe, — der Schäfer schleudert seinen gewaltigen Stock nach ihm, — ein freundliches Geschick waltet über Caro, der schwere Stock streift ihm blos die rechte Hinterpfote; heulend hinkt er zu seinem Herrn. Inzwischen sammelt der Schäfer seine Versprengten, auch den Knotenstock hat er wieder aufgehoben, und denselben schwingend, Blitze im Auge, den Donner auf der Lippe nähert er sich dem Herrn des Hundes, und setzt diesen zur Rede, gleich als ob der seine Schafe belästigt und ihn in Schweiß gebracht. Kein Gebildeter läßt mit einem wilden Barbaren sich in Wortwechsel ein. Auch Caro's Herr vermeidet durch Schweigen das außerdem wahrscheinliche Resultat körperlicher Collision.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

In der Kirche zu S. saßen am letzten Sonntage zwei Landleute ganz in der Nähe der Orgel und plauderten das ganze Lied hindurch mit einander ganz laut, da die Orgel sehr stark tönte. Alle Erinnerungen des Organisten, leise zu sein, waren vergeblich. Während des Hauptliedes fragte Einer den Andern, ob er seine Ochsen noch weg gegeben habe. Plötzlich hörte der Organist auf zu spielen und die Gemeinde hörte erstaunt ganz laut die Worte: „Da wäre ich ein rechter Esel!" Und die Gemeinde sang heiter fort: „Wer Wahrheit über Alles schätzt."

*Auf einem in der Nähe von München gelegenen Dorfe erlebt ein Bauernehepaar die seit Jahren vergeblich ersehnte erste Aelternfreude. Die Frau des Meßners verrichtet Hebammendienste und Alles geht gut. Da tritt nach einigen Tagen des Abends — der Mann ist im Stalle beschäftigt — ein unvermutheter schrecklicher Gast an's Bett der Wöchnerin; er giebt sich durch Gebrüll, durch große Hörner, langen Schweif und sonst als den Teufel zu erkennen, und verlangt von der Frau das Kind. Diese, in der Angst ihres Herzens, fängt zu schreien an, daß es der Mann im Stalle hört und in's Zimmer eilt. Dem wiederholt der Teufel sein Begehr, zeigt sich aber bereit, statt des Kindes mit einer Summe Geldes vorlieb zu nehmen. Zum Kinde versteht sich der Vater so wenig als die Mutter; das Geld ist er erbötig, zum Opfer zu bringen, nur muß er's holen, da er's im Garten vergraben hat. Das giebt der Teufel zu und kriecht bis zur Wiederkehr

des Mannes und zur lebhafteren Beschleunigung derselben unter das Bett der Wöchnerin. Mit offen brennendem Lichte — denn Besinnung war ihm nicht viel geblieben — geht der Bauer, eine Hacke in der Hand, nach dem Garten. Da begegnet ihm aber ein Gensd'arm und setzt ihn wegen des offenen Lichtes zur Rede. Der Bauer giebt seine Entschuldigungsgründe an, erklärt dem Officianten seine ohnehin deutlich ausgesprochene Angst und Verwirrung, muß ihn aber natürlich zu der Wohnung und zum Teufel führen. Der liegt noch unterm Bett. Der Gensd'arm redet ihn an, erhält aber keine Antwort; endlich versucht er Fleisch und Bein mit dem Bayonnet, und des Teufels Wehgeschrei lautet so menschlich, daß der Gensd'arm ihn bei den Hörnern packt und vorzieht. Nun war das Räthsel leicht gelöst; ohne Maske war der Teufel Niemand anders als der Meßner des Orts, der Mann der Hebamme, der die Aelternseligkeit der guten, Bauersleute auszubeuten unternommen. Die gerichtliche Untersuchung führte zu dem gerichtlichen Spruch, der den Betrüger in der von ihm angenommenen Truggestalt an den Pranger brachte.

* Zwei Leipziger Bürger saßen eines Nachmittags in einem Weinkeller. In traulicher Gesprächigkeit war die Zeit spurlos an ihnen vorübergegangen, und als sie „beim dämmernden Abendschein" die Stufen hinanstiegen, und mit Augen vom Weingott mit leichtem Nebelschleier überflort, den Mond in feuriger Kugel am nebligen Himmel heraufsteigen sahen, da — „He! Kevatter! die Sonne keht schon weg!" — „'S is der Mond, Kevatter; aber kewiß kann ich Dir's nich behaupten — wart, mer wollen den Mann fragen, der da kommt! Hern Se mal, mei Kuter, können Se uns nich sagen, ob das de Sonne oder der Mond is?" — „Ne, lieber Herre, kann Sie's nich berichte; ich bin allene hier fremd!" —

* In einem Wirthshause wurde kürzlich eine Hochzeit gefeiert. Das Festmahl war vorüber und schon hatte der Tanz begonnen, als die Braut mit einem Male sich unwohl fühlte und einer Ohnmacht nahe kam. Der Bräutigam brachte sie in ein Nebenzimmer, wohin ihr zwei Freundinnen folgten. Der Bräutigam wollte, da es der Geliebten an Luft zu fehlen schien, das Corset aufschnüren, aber er verwirrte sich in dem Labyrinthe von Bändern, Schnüren und Nadeln, entschloß sich endlich kurz und nahm aus seinem Portefeuille eine kleine schöne Scheere, mit der er ohne Umstände das Corset aufschnitt. Die Braut athmete sogleich freier, und sie reichte liebevoll ihrem Manne die Hand, aber da fiel ihr Blick auf die Scheere, welche dieser noch in der Hand hielt; sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus und bedeckte mit einer Geberde der Angst und Verzweiflung das Gesicht mit beiden Händen. Alle Hochzeitsgäste eilten herbei und drangen in sie, zu sagen, was sie so erschreckt habe. Der Bräutigam knieete vor ihr nieder und bestürmte sie mit Fragen, aber vergebens; sie gab keine Antwort und weinte. Erst als man ihr den Vorschlag machte, nur einigen Personen ihrer Familie anzuvertrauen, was sie bekümmere, willigte sie ein, ihr Herz aufzuschließen. Sie erzählte nun, daß sie nach dem Tode ihres Vaters und ihrer Mutter eine Wohnung in der Straße . . mit ihrer jüngeren Schwester gemiethet und hier fleißig gearbeitet habe, um den nöthigen Lebensunterhalt zu verdienen. Eines Abends, als sie nach Hause gekommen, hätten sie ihre Wohnung erbrochen und beraubt gefunden, auch der einzige Gegenstand von Werth, eine kleine Scheere mit goldenem Griff, sei verschwunden gewesen, und — diese Scheere habe sie jetzt in den Händen ihres Mannes wieder erkannt. — Der Bräutigam sah ein, daß die Braut ihn für einen Dieb hielt und deshalb so traurig geworden war; er sagte deshalb sofort, daß er sich leicht rechtfertigen könne; er sei vor drei Jahren eines Abends durch die Straße . . gegangen und habe mit einem Male ein Fenster oben in einem Hause zerbrechen hören. In diesem Augenblicke sei eine Scheere heruntergefallen und habe ihn leicht im Gesicht verwundet. Er habe diese Scheere an sich genommen, aber sofort Anzeige bei dem Polizei-Commissar gemacht und dieser müsse die Angabe bestätigen können. Man sandte, obgleich die Braut den Worten ihres Geliebten glaubte, zu dem Polizei-Commissar, welcher die Angabe wirklich bestätigte und hinzusetzte, die Diebe hätten sich damals über die Dächer des Hauses hin geflüchtet und dabei wahrscheinlich die Scheere verloren.

* Auf seinem Sterbebette verordnete ein berühmter Professor, man solle ihn zu Grabe tragen und nicht fahren, denn „er habe das Fahren nie vertragen können."

Druck und Verlag von W. Levysohn.